

glücklich und zufrieden neben Henry im Bett in unserer New Yorker Luxuswohnung. Das wäre auch zu schön gewesen.

»Ich hatte sonst ja nichts mehr von euch Mädchen zu Hause.« Sie zuckte mit den Schultern.

»Wie wäre es mit einer Hose und einem T-Shirt von dir gewesen?«, entgegnete ich genervt und verdrehte die Augen. »Ach, ist jetzt auch schon egal. Kannst du einfach die Papiere unterschreiben, dass du die Aufsichtspflicht übernimmst, damit wir hier rauskönnen?« Für einen kurzen Moment erwartete ich noch, sie würde widersprechen. Schlussendlich schüchterte sie mein bitterböser Blick wohl doch zu sehr ein und sie stöckelte auf ihren hochhackigen Schuhen davon. Bei jedem Schritt wippten ihre fein säuberlichen Locken hin und her.

Die blonden Wellen und die himmelblauen Augen mochte ich zwar von ihr geerbt haben, ansonsten unterschieden wir uns allerdings wie Tag und Nacht. Das hatte unser Verhältnis nie einfach gemacht. Unsere Gespräche verliefen meist, als würden wir Radios auf verschiedenen Frequenzen hören, und endeten doch immer wieder im Streit.

Erschöpft seufzte ich auf. Was war das heute nur für ein Tag? Der 16. Mai – eigentlich hätte heute einer der schönsten Tage meines Lebens sein sollen. So sprach man doch vom Hochzeitstag. Stattdessen ging einfach alles schief und nun kam zum krönenden Abschluss das Auftauchen meiner Mutter hinzu. Konnte es noch schlimmer werden? Nun gut, ich sollte es besser nicht beschreiben und das Schicksal herausfordern. Als Mom zurückkam, war ich fertig angezogen und einfach nur schlecht gelaunt. Mit den pinken Leggings, dem hellgelben T-Shirt (das mir in meiner Kindheit als Nachthemd gedient hatte) und den Badeschlappen, die genauso gut Jimmy, Moms Freund, gehören konnten, fühlte ich mich wie ein zu groß geratenes Kleinkind. Ich rechnete es den anderen Leuten hoch an, dass bei meinem Anblick niemand zu lachen begann. Vermutlich hatten sie auch nur zu große Angst, da sie mich für eine Entlaufene aus der Psychiatrie einen Stock höher hielten.

»Lass uns gehen«, sagte ich erschöpft und Mom hängte sich die Tasche über die Schulter.

»Darüber reden wir noch. Amanda, ich mache mir wirklich Sorgen um dich!«

»Mama, hör auf.«

»Nicht *Mama*, hör auf«, entgegnete sie verärgert. »Wäre das Glück nicht auf deiner Seite gewesen, könnte ich jetzt die Beerdigung für mein kleines Mädchen planen«, brachte sie mit ersticker Stimme hervor. Doch ich konnte nur die Augen verdrehen.

So wie ich sie kannte, wäre die Beerdigung ein ganz großartiges Fest geworden. Ich seufzte schwer.

# Kapitel 3



Nachdem ich meinen Job verloren hatte, war die große Penthouse-Wohnung in der East Side New Yorks für meine Geldbörse nicht länger erschwinglich gewesen. Zwar hatte Henry die Hochzeit früh genug abgesagt, sodass wir noch die Anzahlung für Location und Catering zurückbekommen hatten (und da er sich nie wieder gemeldet hatte, hatte ich es auch nicht für nötig gehalten, ihm seine Hälfte davon zukommen zu lassen). Dennoch war das keine Dauerlösung und das Geld reichte hinten und vorne nicht. Folglich hatte das Strandhaus meines verstorbenen Vaters in Blue Bay mehr als verlockend geklungen. Kurz entschlossen hatte ich in New York alle Zelte abgebrochen und war an die zwei Flugstunden entfernte Ostküste Floridas gezogen.

Wir nannten es Dads Haus, obwohl wir alle dort gelebt hatten. Mom, Dad, Claire und ich. Da das Strandhaus, seit wir nach Dads Tod weggezogen waren, schon lange leer stand, hatte ich nicht damit gerechnet, so schnell aufzufliegen. Es war das Erbe von meiner Schwester Claire und mir, und für ein paar Sommer hatte Mom es vermietet, doch momentan war es verlassen und somit die perfekte Zuflucht für mich.

»Warum hast du mir nicht gesagt, was los ist?«, fragte Mom und sah mich streng von der Seite an.

Ich saß am Beifahrersitz ihres Mercedes, während wir die Landstraße entlangrauschten. Mittlerweile war es dunkel und einzig die Scheinwerfer erhellten die Umgebung. Natürlich lag die Antwort ihrer Frage auf der Hand. Doch ich wollte sie nicht kränken, weswegen ich nur mit den Schultern zuckte und aus dem Fenster blickte.

Beim Haus angekommen, konnte ich von großem Glück sprechen, einen Reserveschlüssel unter der Fußmatte deponiert zu haben. Da meine Tasche noch irgendwo am Strand lag, wäre ich (um dem Horrortag eins draufzusetzen) auch noch obdachlos gewesen. Oder ich hätte ein Fenster einschlagen müssen, und die Nachbarn, die mich nicht mehr kannten, hätten die Polizei gerufen. So schlimm kam es glücklicherweise dann doch nicht.

»Du brauchst nicht mit hineinkommen«, sagte ich an Mom gewandt, da ich genau wusste, wie ungern sie unser altes Zuhause seit dem Tod meines Vaters betrat.

»Doch natürlich. Ich kann dich schließlich nicht allein lassen. Anweisung des Arztes ...«

Die Tatsache, dass sie das nur nicht tat, weil sie mich für selbstmordgefährdet hielt, stand unausgesprochen zwischen uns. Henry war es nicht wert, seinetwegen von einer Brücke zu springen. Doch ich würde sie ohnehin nicht davon überzeugen können.

Wenigstens wusste ich selbst, dass er es nicht wert war, ihm auch nur eine einzige Träne nachzuweinen!

»Wie du meinst.« Mir fehlte die Kraft zu streiten, und unangenehme Kopfschmerzen verfolgten mich, weshalb ich auf die Schmerztabletten ganz sicher nicht zu verzichten gedachte. Auch wenn Mom in einem Anflug ihres mütterlichen Gewissens die verschriebenen Medikamente beinahe nicht mitgenommen hätte, da sie Pharmazeutika für gefährlich hielt.

Man konnte meine Mutter gut als Frau mit einer gespaltenen Persönlichkeit beschreiben. Auf der einen Seite war sie noch die streng konservative Ehefrau und Mutter, wohingegen sie auf der anderen Seite nach ihrer Midlifecrisis mit ihrem jüngeren Freund (einem veganen Hippie-Musiker) durchgebrannt war und von nun an statt Medikamente Sonnenlicht als Therapie bevorzugte.

Meine Eltern hatten sich in Blue Bay kennengelernt, als meine Mutter die Semesterferien hier verbracht hatte. Sie verliebte sich innerhalb kürzester Zeit in den charmanten Michael Jones und die Hochzeit folgte bald.

Der Fischerbetrieb unseres Vaters lief ganz ansehnlich und Mom, die aus gutem Hause kam und der eine steile Karriere als Anwältin offenstand, entschied sich für die Liebe. Sie wurde Hausfrau und kümmerte sich um die Kinder. Aus diesem Lebensabschnitt stammte auch ihr äußeres Erscheinungsbild der klassischen Hausfrau des vorherigen Jahrhunderts. Meine Schwester Claire und ich verbrachten unsere Kindheit im Strandhaus und wuchsen in Blue Bay auf.

Als mein Vater jedoch vor mittlerweile siebzehn Jahren starb und wir das Strandhaus und unsere Heimatstadt hinter uns ließen, änderte sich in Moms Leben und ihrer Einstellung so einiges. Erst nahm sie ihre Arbeit als Anwältin in ihrer Heimatstadt in einer New Yorker Kanzlei wieder auf und kümmerte sich allein um die zwei Kinder. Allerdings zogen Claire und ich schon früh aus, gingen aufs College, und Mom kehrte überraschend nach Blue Bay zurück.

Maßgeblich Schuld daran trug James Price – Jimmy, wie wir ihn alle nannten. Er war der Meinung, *Jimmy* wäre so schön lässig, und solange wir ihn nicht als *DJ Jimmyboy* ansprechen mussten, hatte ich kein Problem damit. James – oder Jimmy – war gut zehn Jahre jünger als Mom und löste als Anhänger der Naturheilkunde mit seiner komplett gegenteiligen Lebenseinstellung eine ziemliche Rundumveränderung aus. Daher tendierte Mom oft dazu, so zu entscheiden, wie sie dachte, dass Jimmy es erwarten würde. Tabletten waren somit natürlich ein großes Tabu. Aber solange sie mich nicht für eine Hypnosestunde zu ihm schickte, war ich zufrieden. Jimmy war schon okay, auch wenn ich ihn mir weder als Liebesguru für meine Mutter noch als Stiefvater für mich gewünscht hätte.

Ich knipste die Lichter im Vorraum an und zog die Schuhe aus. Es war verrückt, wie sehr sich diese vier Wände nach zu Hause anfühlten – als wäre ich nie weg gewesen.

»Ich geh schlafen«, teilte ich Mom unumwunden mit einem lang gezogenen Gähnen mit und schlurfte auf die Treppe zu.

In den Jahren, seit wir ausgezogen waren, hatte Mom es nicht über sich gebracht, das Haus zu verkaufen, sodass es inzwischen leer stand. Zwar hatte es kaum noch Ähnlichkeiten mit dem Haus, in welchem ich aufgewachsen war, doch ich sah Mom an, wie sie die Erinnerungen überschwemmten, und ich wollte nicht den Schmerz der Vergangenheit in ihrem Gesicht wahrnehmen. Daher ging ich, ohne mich umzublicken, nach oben.

Der Tod meines Vaters hatte der Familie sehr zugesetzt, und ich wusste, dass Mom es nicht guthieß, dass ich hierher zurückgekehrt war. Aber selbst sie konnte nicht verleugnen, welch gute Wertanlage das Haus war.

Als ich endlich das Schlafzimmer erreichte, ließ ich mich, so wie ich war, in die Kissen des Bettes sinken. Die Augenlider fielen mir zu und augenblicklich glitt ich in einen tiefen Schlaf. Wie nicht anders

zu erwarten, füllten blonde Engel mit Dreadlocks und sexy Ärzte meine Träume.

•••

Ich war arbeitslos, hatte keine Termine oder Verpflichtungen. Niemandem wäre aufgefallen, wenn ich den ganzen Tag verschlafen hätte. Doch ein laut trällernder Vogel, der sich offenbar direkt vor meinem Fenster platziert hatte, machte mir einen Strich durch die Rechnung. Da sich der sexy Arzt aus meinem Traum allerdings in Frankensteins Monster verwandelt und mich gefühlt Stunden durch ein Geisterhaus gejagt hatte, war ich dem Vogel recht dankbar.

Ich fühlte mich gerädert, als wäre ich tatsächlich die ganze Nacht gerannt, und so lag ich eine Weile einfach nur da, um meinen Körper daran zu erinnern, dass der Albtraum nicht Wirklichkeit gewesen war. Sobald die Erinnerungen aus dem Traum langsam verblassten, kletterte ich gähmend aus dem Bett. Die Sonne schien grell durch die Fenster und kündigte einen heißen Sommertag an. Mein Kopf schmerzte, und einzig meine trockene Kehle brachte mich dazu, nach unten in die Küche zu schlurfen, um mir ein Glas Wasser zu holen.

Die Holzdielen knarnten unter meinen Füßen, doch ich nahm die vertrauten Geräusche schon gar nicht mehr wirklich wahr.

»Morgen, Schatz!«

»Huch!« Erschrocken griff ich mir an die Brust und verharrte in der Bewegung. Meine Mutter stand im Wohnzimmer und lächelte mir gut gelaunt zu.

»Guten Morgen, Mom«, sagte ich perplex. Nachdem ich die letzten Wochen allein verbracht hatte, war es seltsam, meine Stimme schon so früh am Morgen zu gebrauchen. Ich hatte nicht erwartet, dass sie tatsächlich die Nacht über hiergeblieben war. Obwohl das Haus genügend Gästezimmer hatte, machte es ganz den Anschein, als hätte sie im Wohnzimmer übernachtet. Auf der weißen Ledercouch lag eine Decke ausgebreitet.

»Frühstück steht schon bereit.«

Auf einer Yogamatte, die ich, seit ich wieder hier eingezogen war, kein einziges Mal gesehen hatte, turnte sie inmitten des großen Wohnraums und vollführte irgendeine Verrenkung, die vermutlich einen besonderen Yoganamen hatte. Vielleicht ein Sonnengruß? Wenn ich mir ihre Position aber so ansah, hätte es genauso gut eine Mischung aus einem herabschauenden Hund und einem brüllenden Tiger darstellen können. Nicht, dass ich mich damit auskannte.

Offenbar hatte sie ihre Yogatasche im Auto gehabt, anders konnte ich mir den seltsamen Aufzug in der bunten Sportbekleidung (die vermutlich noch aus den Siebzigern stammte) nicht erklären. Auf der Anrichte standen tatsächlich bereits ein Teller und ein Glas mit Orangensaft. Aber als ich den gigantischen Geschenkkorb danebenstehen sah, verging mir der Appetit.

»Was ist das?«, fragte ich mit Argwohn.

»Ein Präsentkorb«, sprach Mom das Offensichtliche aus.

»Aha«, machte ich und hob die Augenbrauen.

»Es ist ein Geschenk für den Lifeguard, der dich gerettet hat.« Nun erst recht sprachlos nahm ich einen Schluck von meinem Orangensaft.

»Das ist doch sein Job, oder?«, murrte ich, wobei mir Hitze in die Wangen stieg. Nach gestern hatte ich nicht vorgehabt, den Strandabschnitt jemals wieder zu betreten. Nun den Rettungsschwimmer, den

ich zu meinem Beschämen als Engel bezeichnet hatte, mit einem überdimensionalen Geschenkkorb zu überfallen, würde die Situation nicht weniger unangenehm machen.

»Amanda.« Mom hob drohend ihren Blick und richtete sich von der Yogamatte auf. »Ich verdanke diesem Mann, dass mein kleines Mädchen noch am Leben ist. Du wirst dort also hingehen.«

Es machte nicht den Anschein, als würde sie Widerspruch akzeptieren, und da ich so oder so meine Tasche wiederfinden musste, entschloss ich mich dazu, ihrem Befehl Folge zu leisten. Es war ohnehin keine schlechte Idee, einen Spaziergang am Meer zu unternehmen. Wenn mich der Weg an den Strandabschnitt führte, wo mein Unfall gestern passiert war, würde das auch keinen großen Unterschied machen. Ganz abgesehen davon, wäre es nur noch peinlicher gewesen, würde Mom an meiner Stelle gehen und mich erst recht wie ein kleines Kindergartenkind erscheinen lassen.

»Aber den ganzen Korb kann ich wirklich nicht mitnehmen.« Anstatt das gesamte Ungetüm mitzuschleppen, öffnete ich das Cellophan seitlich und nahm eine nett verpackte Kekspackung und die Karte heraus. »Hast du etwa für mich unterschrieben?«, fragte ich pikiert.

Das war mal wieder so typisch für sie. Alles musste nach außen perfekt sein. Es war wohl das Erstaunlichste, was mir je untergekommen war, dass sie und Jimmy ein Paar waren. Ihre Persönlichkeiten passten so gar nicht zusammen. Doch bekanntlich zogen sich Gegensätze an, auch wenn mir dieses Phänomen absolut rätselhaft war.

»Mach dich einfach auf den Weg«, wies Mom mich ungerührt an.

Da ich froh war, dass sie ihre Aufsichtspflicht in diesem Moment nicht so ernst nahm, duschte ich schnell und zog mir etwas anderes an. In den pinken Leggings und dem grellgelben T-Shirt wollte ich dem heißen Rettungsschwimmer nämlich wirklich nicht gegenüberstehen.

Kurz darauf trat ich durch die Terrassentür nach draußen und machte mich auf den Weg. Der Arzt hatte gemeint, ich solle mich nicht überanstrengen, aber ich hätte ohnehin nicht mehr länger still sitzen können. Erst recht mit meiner Mutter in der Nähe. Trotz der hoch am Himmel stehenden Sonne war die Hitze noch erträglich. Eine frische Brise spielte mit dem Saum des weißen Kleides, das ich mir übergezogen hatte, und zerzauste meine offenen Haare. Meine blonden Wellen waren zu meinem Leidwesen allerdings von der Sorte, die mich nach einem Tag (sollte ich sie nicht alle paar Stunden frisieren) aussehen ließen, als wäre ich eine heruntergekommene Schiffbrüchige, weshalb ich mir gar nicht erst die Mühe machte, sie zu bändigen zu versuchen.

Der Sand unter meinen nackten Füßen fühlte sich angenehm kühl an und ich genoss den Moment der Ruhe. Das Strandhaus war nur wenige Hundert Meter vom offenen Meer entfernt und keine Menschenseele war weit und breit zu sehen. Gemächlich schlenderte ich am Wasser entlang. Der öffentliche Strand lag ein Stückchen entfernt, und als er in Sicht kam, begann mein Herz in merkwürdiger Nervosität immer schneller zu klopfen. Vermutlich lag es an dem Ort, den ich mit dem fürchterlichen Gefühl, keine Luft zu bekommen, verband. Doch eigentlich konnte ich mich gar nicht wirklich daran erinnern, wie es gewesen war, unter Wasser gefangen zu sein. Dennoch verspürte ich ein beklemmendes Gefühl und mein Magen fuhr Achterbahn. Es war noch früh und der Strand daher recht leer. Ein paar Familien hatten mit Liegestühlen, Sonnenschirmen und Handtüchern ihre Lager für den Tag errichtet. Im Wasser erkannte man vereinzelt Wagemutige, die sich selbst jetzt, wo das Wasser noch recht frisch war, hinaus in die Wellen wagten. Darunter waren ein paar Surfer und eine Frau auf einer orangefarbenen Luftmatratze, die unübersehbar ins Auge stach.

Mit nervös flatterndem Magen ging ich auf den Aussichtspunkt der Lifeguards zu. An der Leiter des Rettungsturms lehnte ein schwarzhaariger Rettungsschwimmer und redete mit seiner blonden Kollegin.